

I. Natur.

1. Vom Wetter.

Die Nerven, die sich im menschlichen Körper überall hin, gleichsam wie Fühl-
fäden der Seele, erstrecken und uns oft genauere und frühere Kunde von den Ver-
änderungen um uns geben, als die, nur auffallende Erscheinungen erfassenden Augen,
setzen uns auch den Einwirkungen des Wetters aus und bewirken das Gefühl der
Luft oder des Unbehagens, der Kraft und Gesundheit, der Niedergeschlagenheit und
Mattigkeit. So ist der November in England der Monat der Misanthropie, so
macht der Südwind, daß die Einwohner der Azoren umhergehen wie „vor den Kopf
geschlagen,“ so macht neblige Bitterung den Menschen schwerfälliger, Kranke und
Gesunde befinden sich wohl bei dem hohen Stande des Quecksilbers, feuchte
Frühjahre erzeugen heftige Fieber-Epidemien. Selbst auf ganze Völker äußert das
Wetter seinen Einfluß. Hier ein weiches, in Sinnenreiz und Aberglauben ver-
sunkenes, despotisch regiertes, dort ein kräftiges, geistig entwickeltes Volk; hier
der fröhliche Tahitier, dort der stumpfe Feuerländer, der förmliche Chinese, der
ungebundene Beduine, der kindliche Hindu, der männliche Engländer, der abstrakte
Deutsche, der materielle Nord-Amerikaner: alle diese und tausend andere Manier-
ungen der menschlichen Natur sind in ihren letzten Gründen vielfach abhängig oder
doch gefördert — vom Wetter!

Für unsere Gegenden ist es der Wind, der abwechselnd, nach seinen verschie-
denen Richtungen, uns Wolken und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Regen und
Schnee, Ruhe und Gewittersturm bringt und durch alles dieses dem allgemeinen
Charakter der Jahreszeiten erst die individuellen Eigenthümlichkeiten aufsprägt, die wir
Wetter nennen. Alle jene Erscheinungen und vor Allem der Wind sind aber nur
Veränderungen, verschiedene Zustände der Zusammensetzung, Ruhe und Bewegung
der feinen Materie, die uns umgibt und die wir als Luft bezeichnen, welche unsern
Erdball als dünne, flüssige Schicht umgibt und an seinem Schicksal und seinem
Lauf durch das Weltall Theil nimmt. Als flüssige Materie fließt sie aus einem Raum
in den andern, und eben diese Luftströme nennen wir Wind. Die Wärme, welche
alle Körper ausdehnt, macht auch die Luft ausgedehnter, wie man an den Montgol-
fiären sieht; die leichter gewordene Luft steigt durch die kältere, wie Oel durchs Wasser,
in die Höhe und schwimmt auf derselben. Liegt die kalte Luft auf einer schrägen
Fläche, so fließt die wärmere auf der kälteren herab, wie Wasser an einem Berge,
scheinbar ohne sich, wenn der Temperaturunterschied bedeutend ist, mit derselben zu
vermischen. Da aber die warme Luft dünner ist als die kalte, d. h. weil in einem
gleichen Raum weniger Luft ist, wenn sie warm, als wenn sie kalt ist, so fließt
auch die kalte Luft in jeden Raum hinein, der erwärmt ist, und zwar, je schwerer
sie ist, am Boden. Oeffnet man in sehr kaltem Winter die Thür eines geheizten
Zimmers, so strömt die kalte Luft am Boden ein, die warme Luft in der Höhe aus,
was sich deutlich durch die Bewegung einer hoch oder tief an der Thür gehaltenen
Lichtflamme zu erkennen giebt. Das ist im Kleinen die Veranlassung zu dem von
zarten Frauen und einigen zarten Herren so sehr gefürchteten Zuge, und im Großen
die Ursache der Winde und Stürme.